



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

1. Linum. Elternhaus und Familienleben. Die Tage der Kindheit. Tod des Vaters. (1798 - 1810)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

1. Linum.

Elternhaus und Familienleben. Die Tage der Kindheit. Tod des Vaters.

Im wasser- und torfreichen Havelland, in dem nördlichen Streifen der Niederung, der das Rhinluch heißt, liegt ein kleines, von endlosen Brüchen und Mooren umgebenes Dorf, Linum, das ergiebigste Torfdorf der Mark Brandenburg. Das Rhinluch, eine jener erlenbestandenen platten Sumpfstrecken, welche das Havelland durchziehen und die durch Trockenlegung theilweise in fruchtbares Marschland umgeschaffen wurden, hat seinen Namen von einem kleinen schilfigen Nebenflüßchen der Havel, dem Rhin, welcher Fehrbellin bespült und unterhalb Rhinow mündet. Seitdem das Luch aufgehört hat, ein bloßer Sumpf zu sein, ist es ein großes Gras- und Torfland geworden, dessen Mittelpunkt Fehrbellin ist, historisch denkwürdig durch die Schlacht vom 18. Juni 1675, in welcher der große Kurfürst den entscheidenden Sieg über die Schweden errungen. Der Hauptsitz der Torfgräbereien aber ist das von Fehrbellin eine gute Wegstunde entfernte Linum, „das Newcastle“ der preussischen Residenz, wie es ein Schriftsteller der Gegenwart, der begeisterte Schilderer der Mark Brandenburg¹, genannt hat.

Hier wirkte an der Wende des vorigen Jahrhunderts als lutherischer Prediger der Gemeinde Johann Jakob Ludwig

¹ Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg. I. 172—173.

Hensel, der Sohn eines Bäckers aus dem Sächsischen, der sich, nachdem er im siebenjährigen Krieg eine Feldbäckerei unterhalten, in Possen niedergelassen hatte. Ludwig Hensel war längere Zeit Pastor an der Marienkirche in Trebbin (südlich von Berlin, im Kreise Teltow) gewesen und hatte dann die bessere Stelle in Linum erhalten, wo er im Jahre 1797 mit seiner Familie aufzog. Seine Ehefrau, Johanna Albertine Luise, geb. Trost, stammte aus Berlin und gehörte als Tochter des preussischen Kriegsraths Friedrich Trost einer alten, mit Glücksgütern wenig gesegneten, aber durch Kraft und Schönheit der meisten Sprößlinge ausgezeichneten, vormals adeligen Familie an. Als eine stattliche, bis in das hohe Alter geistig und körperlich rüstige Reckengestalt lebte besonders ihr Großvater Christian Theodor Trost, der als Pagenhofmeister in Potsdam sein erbaulich christliches Leben beschloß, in der Erinnerung der Enkelin fort. Die Gattin des Pastors selbst, geboren am 26. August 1764, war damals bei der Uebersiedelung eine in der Vollkraft des Lebens stehende Frau von 33 Jahren.

Ungefähr ein Jahr nach ihrem Einzug im Pfarrhause zu Linum, am 30. März 1798, wurde ihnen eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Luise erhielt. Der 30. März fiel auf den Freitag vor Palmsonntag, und Luise fand später eine gewisse Vorbedeutung darin, daß sie am Tage der sieben Schmerzen Mariä auf die Welt gekommen. Bei der Tauffeier war fast die ganze Umgegend durch Theilnehmer vertreten; eine Neunzahl von Zeugen — die Zahl der Musen — wohnte dem heiligen Akte bei. Im Kirchenbuch von Linum lautet die Einzeichnung von der Hand des Vaters:

„Am dreißigsten März 1798 ward dem Prediger dieser Gemeinde, Herrn Johann Jakob Ludwig Hensel, von seiner Ehefrau, Johanne Albertine Louisa, geb. Trost, eine Tochter geboren, welche am 23. April Louisa getauft wurde. Taufzeugen waren: 1. Frau Berginspector Braun, geb. Bieler. 2. Demoisell Auguste Siehe. 3. Herr Oberamtmann Johann Lude-

wig Fromme. 4. Herr Candidat Tesch. 5. Frau Prediger Volten aus Carmesee. 6. Herr Prediger Siebmann aus Dectow. 7. Herr Inspector Mylius aus Fehrbellin. 8. Herr Oberamtmann Sach aus Königshorst. 9. Herr Kriegsrath Trost aus Berlin; derselbe vertrat zugleich die Taufzeugenstelle des Herrn Oberstlieutenant von Trost.“

Luiſe war das fünfte Kind der glücklichen Prediger-Familie. Vier Kinder, drei Knaben und ein Mädchen, hatten ſie von Trebbin mit herübergebracht, zuſammt den Bäumchen, die der Vater jedem Kinde zur Geburt geſetzt hatte und die nun im Raſen des Pfarrgartens zu Linum wieder ſorglich eingepflanzt wurden. Den vier aufblühenden Kinderbäumchen wurde jezt ein fünftes beigeſellt, ein Apfelbäumchen, das mit der Neugeborenen in die Höhe wachſen ſollte.

Nach allen Mittheilungen, die wir von Luiſe haben, war der Vater ein redlicher, frommgläubiger, in jeder Hinſicht höchſt achtungswerther Mann, in ſeinem geiſtlichen Berufe pflichttreu und voll ernſter Gewiſſenhaftigkeit, im geſelligen Leben mild, human und gaſtfrei. „Als Prediger und Schulmann,“ verſichert die Tochter, „galt er in weiteren Kreiſen und bei den Behörden als ſehr ausgezeichnet.“ An ſeiner Gattin hatte Henſel ſich eine Lebensgefährtin gewonnen, wie er ſie wünſchen mochte, denn er hatte lang um ſie geworben: eine thätige brave Hausfrau, die, in der Hauptſtadt aufgewachſen, in das ländliche Stillleben einer Dorfpfarrei mit verſtändiger Fügsamkeit ſich hineinfand. Sie erſcheint als eine ſanfte, weichherzige, poetiſch geſtimmte Natur, etwas angehaucht von dem Geiſt der Empfindſamkeit, der ihre Jugendepoche beherrſchte, aber voll Güte und Menſchenfreundlichkeit, gegen ihre Kinder von Liebe und mütterlicher Zärtlichkeit überſtrömend.

Der neue Ankömmling wurde von Allen mit Freuden begrüßt, denn ein Töchterchen hatten die Eltern ſich gewünscht, und Karoline, die ältere Tochter, ein Schweſterchen als Geſpielin täglich vom Himmel erbeten.

„Du hörtest, Gott, mein leises Flehen,
Um eine Tochter bat ich dich“,

heißt es in einem Gedicht der Mutter voll frommen Dankergusses. Es ist von dieser auch ein Brief vorhanden, kurz vor der Geburt Luisens niedergeschrieben und für den Fall bestimmt, daß sie die Ankunft des erwarteten Kindes nicht lange überleben sollte. Dieß Document bezeichnet ihr liebevoll frommes Wesen; sie wollte nicht aus der Welt gehen, ohne dem Kinde wenigstens ein Zeichen ihrer Mutterliebe zu hinterlassen, ihm ihren mütterlichen Segen auf den Lebensweg mitzugeben. „Gern,“ heißt es darin zum Schluß der Mahnungen, „erkauf' ich dein Leben mit dem meinigen, geliebtes Kind! wenn ich nur dadurch das Leben eines guten Erdenbürgers und einst eines seligen Bewohners des Himmels erkaufe.“ Es war ihr vergönnt, des ersehnten Kindes sich lange Jahre zu erfreuen, und gerade dieser Tochter war es zuletzt beschieden, der Mutter am Lebensabend die Augen zu schließen.

Luiſe wurde in der That der „ſüße Liebling ihres Herzens“, und bis in ſpäte Tage erweckte der wiederkehrende Jahrestag ihrer Geburt in der Mutter ſtets die liebevollſten Erinnerungen. „Noch ſühl' ich,“ ſchrieb ſie einmal zum Geburtsfeſt der bereits erwachſenen Tochter, „das Entzücken, was ich damals empfand, als Du zum erſten Mal in meinen Armen lagſt und ich Dir Händchen und Geſichtchen küßte und drückte; noch ſeh' ich Karolinens heilige Freude, als ſie die in kindlicher Unſchuld täglich von Gott erbetene Schweſter nun ſah; ſie zitterte, weinte, jubelte und wollte Dich gar nicht mehr loslaſſen. Ach, ſie ahndete wohl nicht, daß dieſe ſo erſehnte Schweſter einſt noch ihres Kindes Pflegerin ſein würde“ . . . Und in einem folgenden Jahre beim gleichen Anlaß: „O wie war mir, als meine zitternden Hände Dich gen Himmel hoben und mein Mund nicht ſprechen, mein Herz nur danken und Dich ſegnen konnte; und als ich Dich im Arme meinen Kirchgang hielt, als mit den rührendſten Tönen Dein Vater

Dich und mich segnete — o wie hob sich meine Seele da voll Andacht und Dank, ich sah weder Kirche noch Altar, meine Seele war im Himmel.“

Damals, bei diesem Opfergang sang die Mutter:

„O laß das süße Kind gedeihen,
O laß es fromm und tugendhaft
Sich hier schon seines Lebens freuen,
Gieb ihm zum Guten Lust und Kraft . . .

O laß das holde Kind mir leben
Und segne seines Lebens Lauf;
Mir aber wollst Du Weisheit geben,
Daß ich's zum Guten ziehe auf“

Die Lieder der frommen Mutter klangen über der Wiege Luifens, deren erwachender Geist unter der mütterlichen Pflege früh und in gleicher Kraft mit dem leiblichen Wachsthum sich entfaltete.

Schon durch das Märchenreich ihrer Kindheit geht ein ganz eigenartiger Zug. Es lag in dem Kinde eine merkwürdige Mischung von überschäumender Wildheit und mädchenhaft zarter Schüchternheit. Wenn die ältere Schwester hoffte, an Luise eine stillere und sanftere Gespielin, als sie an den lärmenden Brüdern hatte, zu erhalten, so wurde diese Hoffnung nur zum Theil erfüllt. Beherzt und kühn, voll unbändiger Lebenslust, spielte Luise am liebsten mit Knaben, mit denen sie es in jeder Art von Wagniß aufnahm, wie sie denn in Allem, was Kraft und Uebung heischte, in Springen, Laufen, Klettern sich gleich gewandt und den meisten Altersgenossen überlegen zeigte. Die Mutter selber schüttelte manchmal den Kopf, wenn sie über Feld und Moor so stürmisch dahinschwirrte, und nannte sie die „Wilde“, wie Luise in einem ihrer Jugend-Gedichte sagt. Sie erzählt, daß sie als kleines Mädchen gern dem Irrlicht auf der Haide nachgelaufen, „mit kindischem Verlangen, nur einmal mit der kleinen Hand den lichten Schein zu fangen“:

„Das wandelbare Licht zu sah'n,
Durchstreift' ich die Gefilde.
Die Mutter sah mich scheltend an
Und nannte mich die Wilde.“ (Ungedruckt.)

Ueber die Maßen liebte sie die Kriegsspiele ihrer größeren Brüder, bei denen sie die buntfarbige Fahne vortrug, oder das wilde Kriegshorn, die „Tralöte“, zu blasen hatte. Tralöte nannten die Linumer Kinder ein aus Weidenbast gebundenes Horn, das einen tiefen rauhen Ton gab. In einem ungedruckten Gelegenheitsgedichte hat Brentano, der wohl aus dem Munde der Mutter nachmals von diesen Kriegsspielen Luise's erzählen hörte, auch „die Tralöte von Linum“ in seiner Art gefeiert. Am innigsten hing Luise an dem um vier Jahre älteren Bruder Wilhelm (geb. 6. Juli 1794), mit dem sie „von Kindheit an ein Herz und eine Seele“ gewesen¹.

Wenn sie aber, in unbewußtem Kraftgefühl, die wildlärmenden Freuden der Knaben theilte, so blieb sie durch ein natürliches Zartgefühl gegen die Unarten derselben gefeit. In der Seele dieses fröhlichen Kindes, das aus hellen Unschuldsaugen so selig in die Welt hineinlächelte, schlummerte ein eigenthümlicher, tiefer Ernst. Alles Unschickliche, selbst nur die Vorstellung davon, verletzte ihre reine Kinderseele, und sie duldete in ihrer Gegenwart nichts, was ihr unrecht schien. Angegriffene Unschuld zu vertheidigen, war ihr eine Lust, unwiderstehlicher Herzensdrang. So nahm sie einmal ein armes kleines Mädchen gegen den Muthwillen der Schulknaben in Schutz, welche ihren Spott an der ärmlichen, stark geslickten Kleidung des Kindes ausließen; als Luise das bedrängte Kind darüber in Thränen ausbrechen sah, ergriff sie zornglühend einen Büschel Brennnesseln und schlug mit dieser Waffe in der Hand die ausgelassenen Schlingel in die Flucht. — Noch eindringlicher hatte ihren heiligen Zorn ein roher Junge zu verspüren, der in ihrer

¹ Briefe der Dichterin L. Hensel, herausgegeben von Professor Dr. Schlüter. Paderborn 1878. S. 146; vgl. 78.

Gegenwart unziemliche böse Redensarten sich erlaubte. Es genügte ihrer Entrüstung nicht, ihm solches zu verweisen; sie verfolgte den Davoneilenden bis auf den Kirchhof, band ihn dort an und züchtigte ihn, so daß er noch lange dessen gedachte und der tapfern, kaum achtjährigen Heldin niemals ohne Scheu begegnete¹.

Eine stille Sympathie zog sie zu allem Schwachen und Hilflosen hin, und dieses Mitgefühl übertrug sie auch auf die vernunftlosen Geschöpfe. Ihre Lieblinge zumal waren die gefiederten Säger, und manches arme Vögelchen, das aus dem Nest gefallen, hatte ihrer mitleidigen Kinderhand Rettung und Freiheit zu verdanken; — eine Neigung, der sie bis in's Alter treu blieb. „Ich habe von Kindheit an,“ bemerkt sie einmal, als sie auf einer Reise in Prag ein Grasmückchen gerettet, „öfters verunglückte Vögel aufgeflegt, wenn sie aber fähig waren, draußen zu leben, ihnen immer die Freiheit wieder gegeben.“² Kammen die zärtlich gehegten Thiere aber nicht davon, so wurde ihnen in einem Winkel des Gartens zu Linum ein feierliches Grab bereitet. Einem niedlichen, ganz weißen Gänsechen, das von ihr aufgezogen worden, aber durch einen Zufall zu Grunde ging, setzte die achtjährige Luise ein hölzernes Denkmal mit der Inschrift, die sie auf dem Dorfkirchhof gelesen und sich gemerkt hatte: „Du blühst, um zu welken, und welkst, um zu blühen.“³

Einem Nachbarinde, der Tochter einfacher Landleute, war sie mit besonderer Liebe zugethan. Sie that ihm Alles zu Gefallen und bequemte sich um feinetwillen oft zu stilleren Spielen, als sie sonst gewohnt. Die Mutter hatte ihr dieses von seinen Eltern in scharfer Zucht gehaltene Kind als Muster eines braven Mädchens vorgestellt. Seitdem empfand Luise das

¹ Mittheilungen von L. Hensel bei Reinkens, L. Hensel und ihre Lieder. Bonn 1877. S. 12—13.

² Briefe, herausgegeben von Schlüter. S. 48.

³ Galland im „Deutschen Hausschatz“ 1878. S. 423.

höchste Verlangen, der kleinen Freundin an Sanftmuth und Gehorsam gleichzukommen, und wenn sie durch einen geringen Fehler ihre Eltern oder Geschwister betrübt zu haben glaubte, dann zog sie sich in einen einsamen Winkel zurück und vergoß Thränen bitterster Reue. Sie liebte überhaupt die Einsamkeit, und dasselbe Kind, das so leidenschaftlich mit den Brüdern spielte, fand man nicht selten an irgend einem verborgenen Plätzchen sitzend, von unerklärbarer Schwermuth überfallen, in frommes Nachsinnen oder auch in stilles Weinen versunken.

Solche Kundgebungen, Zeichen eines tief innerlichen Lebens, kamen zuweilen in einer überraschenden, für die Umgebung befremdlichen Weise zum Ausdruck. Eines Tages erschien die Frau Superintendentin, eine wohlbeleibte angesehene Dame, mit einer nachbarlichen Pastorsfrau zu Besuch. Die sechsjährige Luise saß in einer Ecke des Empfangszimmers, allein für sich spielend, und ließ sich in ihrer geräuschlosen Beschäftigung auch durch den Besuch der ansehnlichen Gäste nicht stören, die indessen von der Mutter mit Kaffee bewirthet wurden. Beim Abschied liebkostete die Superintendentin das schöne, still in sich gefehrte Kind und sagte: „Dieß kleine Mädchen ist so ernst, das wird gewiß auch noch einmal eine Predigersfrau.“ — „Nein, nein!“ rief das Kind mit plötzlich ausbrechender Hestigkeit, „Geistliche brauchen gar keine Frau zu haben!“ Als sie aber die unerwartete Wirkung dieses Wortes wahrnahm, die Betroffenheit der Damen und den verweisenden Blick der bestürzten Mutter, die sie aus dem Zimmer gehen hieß, da eilte sie hinaus in den Garten und begann bitterlich zu weinen. Sie meinte, sich schwer versündigt zu haben, und konnte sich den ganzen Tag über nicht mehr beruhigen, bis der Vater heimkam. Mit klopfendem Herzen lauschte sie, wie dieser die Erzählung der Mutter hinnahm, der indessen ruhig lächelnd auf sie niedersah und endlich halblaut sagte: „Wie kommt das Kind auf die katholischen Ideen?“ Das Wort wirkte tröstlich,

obgleich sie es nur halb verstand. Seitdem meinte sie, katholisch heiße wunderbarlich, und war mit dieser Deutung zufrieden.

Das Familienleben, das der Prediger von Linum führte, war übrigens ein musterhaftes und hinterließ in dem Gedächtniß Luizens nur wohlthuernde Erinnerungen. „Meine Eltern,“ heißt es in einer ihrer Aufzeichnungen, „liebten einander sehr. Doch habe ich Gott Lob nie eine Tändelei oder sonst etwas Kindisches zwischen ihnen erlebt, ebenso wenig einen Streit.“¹ In Beiden lebte ein poetischer Sinn, der das Tagesleben zu verschönern, den Familienfesten eine höhere Weihe zu geben trachtete. Wie hätte das ohne Einfluß auf ein empfängliches Kinderherz bleiben können! „Ich dachte heute“ — schreibt Luise nach Jahren einmal an ihre Mutter — „so recht daran, wie der selige Vater einst Deinen Geburtstag in der Laube so schön feierte; mir war bei dem Anblick der Kränze so feierlich zu Muth, daß ich diesen Eindruck für das ganze Leben empfangen habe.“² Und ebenso wurde es an Luizens eigenem Geburtsfeste gehalten; die Mutter sonnte sich noch im Alter oft in dem Nachglanze solcher Gedenktage. „O, wie waren wir doch,“ schreibt sie einmal, „immer so froh an Deinem Geburtstage, wie freudig warst Du als Kind an diesem Tage stets! Noch steht Dein liebliches Gesichtchen vor mir, noch seh' ich Dich hüpfen und jauchzen und springen, noch hör' ich den Jubel des Hauses an Deinem wirklichen Geburtstage.“²

Die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts brachten dem Prediger Hensel weiteren Familienzuwachs, und Luise sah neben den vier älteren Geschwistern noch zwei jüngere um sich heranwachsen, zwei Schwestern: nämlich *M a r i e*, geb. 23. Aug. 1800, die indeß nur ein Alter von vier Jahren erreichte, und *W i l h e l m i n e*, die jüngste, geb. am 11. September 1802, der gleich Luisen ein hohes Alter beschieden war. Zur Taufe dieses

¹ Handschr. Notizen.

² Brief aus Wiedenbrück vom 26. Aug. 1824.

³ Brief der Frau Hensel an Luise, aus Scheibe, 30. März 1825.

jüngsten Kindes suchte sich der Pastor eine hohe Pathin aus, die Königin Luise von Preußen nämlich, welche, der Bitte willfährig, die Annahme der Pathenstelle durch ein huldvolles Handschreiben aus Potsdam zusagte. Im Kirchenbuch von Linum hat der glückliche Vater dieses durch folgenden Eintrag verewigt:

„Ich wagte es, unserer allgeliebten Landesmutter, der regierenden Königin, Louisa Augusta Wilhelmina Amalia Majestät, die Pathenstelle bei meiner Tochter submissiv anzutragen, und der Eingabe dafür ein Gedicht meiner Frau zur hundertjährigen Krönungsfeier, welche uns besonders wichtig seyn mußte, da Preußens erster König, Friedrich der Erste, nach Anzeige der Kirche und Pfarr-Matrikel dieses Dorf jährlich zu seiner Zerstreung besucht, im hiesigen Pfarrhause logirt, und manche wohlthätige Spuren für Kirche und Schule und Gemeinde hier zurückgelassen hat, bezulegen, worauf ich mit folgender Antwort begnadigt ward:

„Die mir mittelst Schreibens vom 13. d. M. angetragene Pathenstelle bei Ihrer neugeborenen Tochter nehme ich willig und mit Vergnügen an; auch säume ich nicht, Ihnen für die Mittheilung des mir zugleich übermachten Gedichts, welches den Talenten der Verfasserin alle Ehre macht, hiermit meinen Dank mit der Versicherung zu bezeugen: daß die darin geäußerten Gefühle reiner Vaterlandsliebe meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sind und ich daher nicht unterlassen kann, Ihnen mein Wohlgefallen darüber zu erkennen zu geben als Ihre

Potsdam, den 19. October 1802.

affectionirte Königin
Louisa.“

„An den Prediger Hensel
zu Linum bei Fehrbellin.“

„Das oben bemerkte Gedicht, welches schon nach dem Willen

meiner Frau zurückbehalten und der Vergessenheit übergeben werden sollte, mir aber selbst für die Chronik dieses Dorfs des Aufbewahrens werth schien, befindet sich abschriftlich im Anhange dieses Kirchenbuchs, welcher verschiedene merkwürdige Data für die hiesige Ortsgeschichte von meiner Hand enthält¹.

Johann Jacob Ludewig Hensel,
Prediger."

Die Verehrung für das Königshaus wurde in den Kindern schon früh geweckt und durch solche persönlichen Beziehungen ebenso wie durch die örtlichen Erinnerungen lebendig erhalten. Da die älteste Tochter, Karoline, nicht lange nach der Geburt der jüngsten (um 1803) auf einige Jahre zu den Großeltern nach Berlin gebracht wurde, so konnte es nicht fehlen, daß die Hauptstadt und der Königspalast in den Augen Luisens ein wunderbares Ansehen gewann. Ihre lebhafteste Phantasie malte sich ein Bild von märchenhaftem Glanz, das freilich vor der nüchternen Wirklichkeit nicht Stand hielt. In einem Brief an Schlüter (vom 24. Februar 1854) erzählt sie in launiger Weise, welche Enttäuschung sie beim ersten Besuche der Residenz erlebte, als das Bild ihrer Kinderträume vor dem Augenschein zerschmolz und ihr Märchenkönig und Feenpalast in der Wirklichkeit so ganz anders aussahen, so anders und so wenig überirdisch, daß sie sich wieder zu den ländlichen Spielen ihrer Brüder zurücksehnte.

¹ „Persönliche Taufzeugen waren: 1. die Fräulein Ottilie von Zietzen auf Dectow. 2. Der Herr Prediger Weisser (aus Königshorst), welcher vordem als Prorektor beim Friedrichwerderschen Gymnasium stand und dort auf vier Jahre hin mein Lehrer gewesen war; 3. der Herr Prediger Dracke zu Hackenberg, welcher die Stelle der auswärtigen Gevattern, namentlich meines ältesten Schwagers, des verabschiedeten Obristlieutenants von Trost, meines Schwagers, des Lieutenants von Gontard beim von Thiel'schen Regimente in Warschau, und unsers Veters, des R. W. Gause, Premierlieutenants bei der Artillerie und Ritters vom Preussischen Verdienstorden, vertrat.“

Wie die Pflanze nach dem Sonnenlichte aufstrebt, so erschloß sich die Seele des Kindes der Religion, der herzbefeligenden Gottesliebe. Nichts Lieberes konnte ihr die Mutter thun, als wenn sie ihr von himmlischen Dingen, vom Lobe des Schöpfers, vom Heiland, der ein Kind geworden, vom guten Hirten und Kinderfreund erzählte. Mit inniger Freude lernte sie die Gebete und frommen Sprüchlein aus dem mütterlichen Munde, kleine geistliche Lieder, die sie nicht oft genug hören und wiederholen konnte, und die sie auch ihr ganzes Leben nicht vergaß. So trat ihr die Religion „nicht als ein Lehrsystem, sondern als der regste Lebensverkehr Gottes mit der unsterblichen Seele entgegen“ (Bartscher, Der innere Lebensgang 2c. S. 2).

Die religiösen Gesänge in der Kirche übten auf das kindliche Gemüth eine wunderbare Macht. Luise hat es in einem hübschen Gedichte selbst erzählt, wie das gute „Mütterlein“, ihren unablässigen Bitten nachgebend, sie zum ersten Male zur Kirche mitgenommen, wie da im Gotteshause, beim Klange der Orgel und dem Gesange der Gemeinde, „das kleine Herz so groß, so weit“ geworden, und wie sie nun von der heiligen Gewalt ergriffen ihren Lobgesang auch mit hineinjubeln muß — in dem einen Ruf: „Gott — Amen!“ Ein kindlicher Hymnus in zwei Worten:

„Gott! Amen! hebt sie freudig an zu singen.
 Gott! Amen! tönt ihr Stimmlein hell und klar.
 Und als schon längst verstummte die Gemeinde
 Und ernst der Vater auf der Kanzel stand:
 Gott! Amen! singt noch immerfort die Kleine,
 In Thränen zitternd, mit gefalt'ner Hand.
 ‚Schweig, Kind! Dein Sang wird sonst den Vater stören,‘
 ‚Spricht leis die Mutter, zeigt zur Kanzel hin.
 ‚Die Leute wollen nun die Predigt hören.‘
 Da schweigt das Kind mit tief bewegtem Sinn.
 Und manche Weise hat's seitdem gesungen,
 Von Schmerz durchbebt, von Freude hell durchglüht;
 Doch keine hat je lieblicher geklungen,
 Als jenes erste Gott gegebne Lied“

Auch in der Einsamkeit, wenn sie sich selbst überlassen war, klangen ihr die Lieder der Mutter und der älteren Geschwister nach, zumal jene alten volksliedartigen vom „lieben heiligen Christ“, dem sie so gern ihr „Herzlein schenken“ wollte:

„Allerliebsteß Jesulein,
Laß mich Deinen Diener sein.“

In ihrer lebhaften Phantasie sah sie die Gestalten der heiligen Geschichte, die ihr die Mutter in Bildern und Erzählungen gezeigt, lebendig vor sich, im leuchtenden Mittelpunkt derselben den Heiland, den liebevollen Helfer aller Bedrängten; sie sah, wie sie alle nach ihm hineilten, die der Hilfe bedurften, sie sah sich selbst in ihren Reihen, und von süßer Gluth und Andacht erfüllt hat sie den Herrn nur um eine einzige Gabe, um die Gabe des Gebets — um in heiliger Zwiesprache ihm allzeit nahe zu sein. In einem Liede von 1851, das in einer schlaflosen Nacht entstanden, hat sie die Erinnerung einer solchen beseligten Stunde festgehalten:

„In früher Kindheit Tagen
Von treuer Hand gepflegt,
Hat Gnade mich getragen,
Wie Mutterliebe trägt.

Die Mutter that in Bildern
Mir, süßer Jesus! Dich
Und Deine Liebe schildern
Und lehrte glauben mich.

Sie wies mir, die da kamen
Zu Dir mit ihrem Leid,
Die Siechen, Blinden, Lahmen,
Die Deine Huld befreit.

Einst sah ich in Gedanken
Im stillen Dämmerchein
Daher die Schaaren wanken
Und dicht sich um Dich reih'n.

Da dacht' ich: Wenn Er käme
 Und fragte, was ich wollt',
 Was ich mir dann wohl nähme,
 Und was ich bitten sollt'.

O, rief ich, keine Gaben,
 Nur Beten, Beten gieb!
 Dann werd' ich Alles haben,
 Dich selbst und Deine Lieb'

Die kleinen Hände schlossen
 Sich ringend zum Gebet,
 Und schwere Thränen flossen,
 Wie Weizen dicht gesä't.

O, gieb mir Beten! Beten!
 Nichts Andres brauch' ich ja:
 Wenn ich zu dir kann reden,
 Dann bist Du stets mir nah"¹

Das Verlangen des Kindes nach der Nähe des Heilandes blieb prototypisch für das Ringen und Sehnen ihres ganzen Lebens.

Aber der Gedanke an die Nähe Gottes erweckte zugleich ein so lebhaftes Gefühl von der Allmacht und Heiligkeit Gottes, daß im Nachdenken darüber oft Furcht und heiliger Schrecken das kindliche Herz erfaßte. Dieses Gefühl beherrschte sie zuweilen ganz überwältigend, und sie konnte sich dann so darenin versenken, daß die kleinste kindliche Verfehlung sie mit der größten Zerknirschung und einer unnenbaren tiefen Selbstverachtung erfüllte. In ihrem Tagebuch aus dem Jahre 1820 gedenkt Luise dieser Empfindungen: wie sie, „ein Kind, die Urtheile des gewaltigen Gottes fürchtend, kaum wagte, Ihn schüchtern und fast verstohlen zu lieben“.

In demselben Tagebuch gedenkt sie aber auch mit dankbarer Nührung der beglückenden Stunden ihres Kindesalters, wie sie so voll Andacht und Innigkeit betend „Jesum empfand“; wie

¹ Briefe S. 35. Lieber (4. Aufl.) S. 408—410.

sie „mit stiller Freude die ersten Frühlingsgräser und Veilchen und junge Thiere gesehen und so deutlich dabei empfunden, daß Gott sie schuf“. Sie sah „aus jeder Blüthe die ewige Liebe blüh'n“. Dann traten ihr die schönen Sprüchlein und Gesänge auf die Lippen, die sie von der Mutter gelernt und die sie selten ohne Thränen vor sich hinsagte¹.

„Eben stand die Erinnerung,“ schreibt Luise später einmal an die Mutter, „so lebendig vor meiner Seele, wie Du mir als kleines Kind Gebetchen vorsagtest, die ich auch alle noch weiß, und wie mir das so angenehm war, so vor Deinen Knien mit gefalteten Händchen zu stehen und Dir die frommen Worte nachzusprechen. Habe dafür Dank, gutes Mütterchen! wie für alles Gute, das Du mir erwiesen in meinem Leben.“²

Unter solcher Anregung mochte auch wohl der Genius in der eigenen Brust erwachen, der schon früh die poetischen Flügel reckte; haben sich doch kleine Versproben erhalten, die ihrem achten oder neunten Jahre angehören, wie das in den Briefen an Schlüter (S. 198) von ihr mitgetheilte naive Naturliedchen, zu dem sie der Anblick der Blüthenpracht eines großen Baumes im elterlichen Garten begeisterte. Luise hatte eine unendliche Freude an den Blumen, die sie im Garten selber pflegte und begoß; und eines ihrer frühesten Gedichtchen zeigt sie uns als kleine Gärtnerin:

„Ich muß ein wenig graben
im kleinen Garten mein;
dabei will ich, ihr Blumen,
mich eurer Anmuth freu'n.

Ich ging durch finstre Wälder,
wo schlanke Rehe gehn;
ich kam auf grüne Felder,
wo lichte Blumen stehn.

Ihr müßt mir noch erzählen,
wie that es euch ergehn;
wir haben uns ja heute
den Tag lang nicht gesehn.

Ich bring euch fremde Schwestern,
wie ihr sie nie gesehn,
die sollen mit euch blühen
in meinem Garten schön.“

¹ Tagebuch S. 215. 20. Lieder S. 142.

² Brief Luise Hensel's an ihre Mutter v. 26. Aug. 1824.

Die frühesten Verse kritzelte sie „in abenteuerlichster Orthographie mit einer Stecknadel auf Kürbisse u. s. w.“¹

Das poetische Talent war von der Mutter ererbt. Die Mutter war eine sinnige Frau, die alle Vorkommnisse in poetischer Form zu feiern liebte. Es muß ihr leicht und flink von der Hand gegangen sein, denn ihre Briefe und Notizblätter sind voll von solchen rasch hingeworfenen Versuchen und Ergüssen, inhaltlich wenig bedeutend, aber alle zeigen ein warmes, frommgestimmtes, etwas weiches Gemüth. Und die Kinder zwitscherten bald in der Weise des mütterlichen Vorbildes. Denn alle hatten — in verschiedenen Graden — diese poetische Anlage und Neigung als Mitgabe erhalten; neben Luise, der meistbegabten, vornehmlich ihr Bruder Wilhelm und die jüngste Schwester Minna. Am Geburtstag der Mutter und ähnlichem Anlaß entbrannte, als mit den Jahren die Kräfte wuchsen, in der Regel ein wahrer poetischer Wettstreit unter den zärtlich aufmerksamen Kindern, ein kleiner Sängerkrieg um die Mutterliebe.

Das Glück dieses einträchtigen Zusammenlebens verbreitete einen rosigen Schimmer über die friedliche Kindheit Luizens. Sie war wohl behütet, und das Auge der liebevollen Mutter ruhte oft mit stillem Wohlgefallen auf dem leiblichen und geistigen Erblühen des guten Mädchens. „O wie stehen sie,“ ruft sie nach Jahren einmal aus, „noch so hell vor mir, die Tage Deiner Kindheit, Deiner rosigen Jugend; wie ergözt' ich mich oft an Deiner Lieblichkeit, an Deiner Unschuld, Deiner Liebe zu mir und Deinen Geschwistern; wie bin ich noch jetzt so selig in der süßen Erinnerung jener Tage, obwohl Thränen meine Augen füllen, daß sie dahin sind.“²

Sie gingen nur zu bald dahin, diese Tage geräuschlos friedlichen Landlebens. Denn auch in der Predigerfamilie fehlte es, wie in jedem Erdendasein, nicht an tiefen Schatten.

¹ Handschr. Notiz

² Brief der Frau Hensel vom März 1822.

Der Vater Hensel kränkelte viel und mußte sich persönlich manche Entsagung auferlegen. Dazu kam die Bedrängniß der napoleonischen Kriegszeit, die mit der Auflösung des deutschen Reiches auch über den Norden Deutschlands hereinbrach. Die Folgen der Schlacht von Jena — der jähe Sturz des alten preußischen Staates und die französische Occupation — wirkten weithin erschütternd. Der furchtbare Druck, der seit dieser Occupation über einem großen Theile des preußischen Gebietes lastete, machte sich auch in dem der Hauptstadt so nahe gelegenen Linum fühlbar, und es begannen sorgenvolle Tage für den Familienvater. Auch die Kinder blieben nicht unberührt von der Wirkung dieser Ereignisse und erschlossen sich schon deßhalb leichter dem Verständniß derselben, weil die älteste Schwester, Karoline Hensel, bei den Großeltern Trost in Berlin sich befand und dort Augenzeuge der gewaltigen Veränderungen war¹.

Diese allgemeine Noth wurde im Jahre 1808 noch durch eine besondere vermehrt, durch einen Prozeß nämlich, in welchen Hensel in seiner Eigenschaft als Pastor durch das Oberbergamt verwickelt wurde. Es handelte sich um die zum Pfarreigenthum von Linum gehörigen Wiesen, von welchen das Oberbergamt gerade die besten für die Zwecke der Behörde in Anspruch nahm und auf dem Wege der Expropriation auch erlangte. Der Prozeß, den der redliche Pastor aus Gewissenspflicht begonnen, ging nicht nur verloren, sondern setzte ihn auch noch in beschwerliche Unkosten.

Als nun um die gleiche Zeit noch der Pächter seiner Felder — Heißmann war sein Name — das Unglück hatte, durch einen Brand der Scheunen den Ertrag der eingeheimsten Ernte zu verlieren, und in Folge dessen das Pachtgeld nicht bezahlen konnte, da gab es für den wackern Prediger, der seinen Haus-

¹ Karoline sah den Einzug Napoleons in Berlin am 27. Oktober 1806, während der königliche Hof nach dem fernen Osten, nach Königsberg und Memel flüchtete, und schreibt unter dem Eindruck des Gesehenen an die hängen Thürigen in Linum.

stand ehrenvoll aufrecht zu halten sich bemühte, manche sorgen-
schwere Stunde. Die zehnjährige Luise war aber einmal un-
bemerkt Zeuge, wie des Vaters Gottvertrauen auch in diesen
Prüfungstagen sich bewährte. Eines Abends, da die Kinder
schon im Bette lagen, saß die Mutter noch am Tische, Kleider
ausbessernd, und weinte vor sich hin, als ihr Gatte eintrat.
„Warum weinst du?“ fragte er theilnehmend. — „Ach,“ ant-
wortete die betrühte Mutter, „sieh nur, wie unsere Kinder
diesen Winter in gestickten Kleidern gehen und doch werden
frieren müssen!“ — „O,“ erwiderte der Pastor tröstend, „sieh
doch die Kinder selbst an: sie blühen wie die Rosen und sind
gesund und brav; wenn eines von ihnen entartete — was Gott
verhüte! — und schlecht würde, dann wäre es Zeit für uns
zum Weinen.“ — Luise, die noch nicht eingeschlafen war, hatte
still daliegend das Gespräch der Eltern mit angehört und war
tief bewegt¹.

Der Tod hatte übrigens in dem Hause des Predigers schon
manche Lücke gerissen: ein vierjähriges Schwesterchen Luisens
war 1804 gestorben; Luise hatte die kleine Marie wie ein
Engel lächelnd verschwinden sehen. Von den Brüdern aber
lebten nur noch zwei: Wilhelm und der dem Alter nach
zwischen ihm und Luise mitteninne stehende Ludwig. Groß
war daher das Herzeleid der Familie, als der Letztere, ein auf-
geweckter Knabe von 13 Jahren, im September 1808 ebenfalls
von einer Fieberkrankheit dahingerafft wurde. Luise stand an
dem Sterbelager des geliebten Bruders, der die Erde und die
Seinigen so ungerne verließ und die Hoffnung auf Wieder-
genesung nicht aufgeben wollte. Noch in den letzten Stunden
hatte er sein heißes Verlangen darnach ausgesprochen, dann
aber mit Ergebung hinzugesügt: „Doch, wenn Gott es anders
will, ist es auch gut. Ihr kommt mir ja doch bald nach —
der Vater zuerst.“ Pastor Hensel befand sich im anstoßenden

¹ Nach Aufzeichnungen bei Reinkens 1. c. S. 26—27.

Zimmer, hörte aber die Worte und erwiderte rasch eintretend: „Ja, Ludwig, du hast Recht, ich komme zuerst.“¹

Und so kam es auch — wohl früher, als die Familie ahnte, und jedenfalls zu früh für das häusliche Glück und Fortkommen derselben: schon im nächsten Jahre folgte der Vater dem heimgegangenen geliebten Söhnchen nach. Pastor Hensel starb zu Linum am 8. September 1809.

Luiſe ſtand erſt in ihrem zwölften Jahre, als die ländliche Idylle von Linum nun ihrem Ende zuging. Natur und Erlebnisse hatten dem so eigenthümlich angelegten Kinde bereits eine bestimmte innerliche Richtung gegeben. Die Einförmigkeit eines weder von Wald noch Berg begrenzten, unabsehbaren Haidelandes entbehrt nicht eines gewissen melancholischen Zaubers; sie wirkt, wie alle Weite, mächtig auf die Phantasie und lenkt den Sinn nach Innen. Der rasche Wechsel der Ereignisse aber, die Eindrücke der in kurzer Folge erlebten Todesfälle, deren Augenzeuge das junge Mädchen gewesen, hatten sich ihrer empfänglichen Seele unverlöschlich eingepägt und viel dazu beigetragen, die ernste Grundirung ihres Wesens und die religiöse Richtung zu vertiefen. Aus der Macht derselben Eindrücke ist es wohl auch mit zu erklären, daß der Gedanke der Vergänglichkeit in früher Jugend schon das Gemüth der Jungfrau erfassen und bald in einer für dieses Alter so ungewöhnlichen Weise beherrschen konnte. Die Sehnsucht nach dem Unvergänglichen, nach Dem, der über Tod und Vergänglichkeit hinweghilft, begann die Schwingen ihrer Seele schon in der frohen Zeit der Kindheit zu heben. Paul Gerhard's Kirchenlied: „Ich bin ein Gast auf Erden“, prägte sich ihr vor allen ein und ward ihr Lieblingslied.

¹ U. a. D. S. 44—45.